Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 14 (1914)

Artikel: Ob dem Schyn
Autor: Pult, C.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750821

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

OB DEM SCHYN

Wer sich heute im bequemen Eisenbahnwagen halbschlummernd durch die lange Reihe Tunnels dahinschleppen lässt, die von Thusis nach Tiefenkastels führen, der hat kaum einen leisen Schimmer von dem, was in diesem mächtigen Reiche der Felsen und Schluchten ob und an diesen riesenhaften Naturmauern im Laufe der Jahrhunderte alles geschehen, alles erlebt worden ist. Der Wanderer, der zur mitternächtigen Stunde klopfenden Herzens an diesen schwindelnden Abgründe eiligst vorbeistreift, er mag sich auch noch so einsam wähnen, er ist nicht allein in dieser Titanenwüste.

Was regt sich dort oben auf jenem spitzen Felsturm, was taucht aus ihm hervor und steigt in die Höhe? Langsam, langsam, erst umnebelt, dann immer deutlicher, ins Ungeheuerliche wachsend, erhebt sich drohend der mächtige Geist jenes Reiches, empört über die nächtliche Ruhestörung. Was huscht so unheimlich durchs Gebüsch? Es ist ein winzig kleines Tierchen; doch die unheimlich lange Schnauze, der scheele Blick, sie sind nicht geheuer, sie haben mit natürlichen Dingen nichts zu tun, und — links und rechts, oben und unten schleichen herbei, durchkreuzen sich, flüchten sich wieder nach allen Richtungen hundert andere ähnliche Wesen. Überall rauscht es und huscht es. Es sind die Seelen aller, die das Tageslicht scheuen und in Tiergestalt sich hieher geflüchtet oder gebannt in Steinen und Bäumen, dem armen Menschen keine Ruhe gewähren. Und dort jener Sturz durch die grundlose Schlucht! Das ist kein Felssturz, keine Lawine, denn lautlos rollt es hinunter. Weich, wie große Fleischklumpen scheinen jene sonderbaren rollenden Massen zu sein. — *Bäuche* sind es ja, große, lebende *Bäuche* die da hinunterpurzeln. Und was glänzt ringsherum an diesen Bäuchen? Das sind Augen, Hunderte vor Augen, die unglückverheißend sich nicht von uns wenden wollen. Und kaum sind wir dieser Gefahr entronnen, kaum sind die Bäuche ins Wasser verschwunden, da streckt dort aus den Steinen am Wegrand — eine gräßliche Schlange ihren spitzen Kopf hervor und reckt die giftige Zunge, und hinter jenem Felsen am Rank lacht höhnisch jene gelbe, hagere zerlumpte Alte mit ihrem Besen. Bekreuze dich,

oh Wanderer, dass sie dich nicht berührt! Wende dich von ihr ab und geh schleunigst vorbei. Und Violen und Dialen (böse und gute Jungfrauen), und Säue mit sieben Jungen und Böcke, die auf Schlossruinen Schätze hüten, und das Totenvolk und die Schüler der schwarzen Schule und alte Raubritter, denen ihr Gewissen keine Ruhe lässt und sie nachts auf feurigem Ross im Flammenmantel gehüllt die Felsen hinauf und hinuntertreibt: alle, alle diese Erscheinungen und tausend andere begleiten den armen Wandersmann, bis er endlich, halb fiebernd, sein trautes Heim erreicht, wo oft der böse Blick irgend eines jener Geister großen Schaden angerichtet hat, und wo er nicht sicher ist, dass beim ersten Schlummer sein Bett sich unter ihm wegbewegt, getragen von wer weiß welch geheimnisvollem Wesen.

Ich sagte: „Sie begleiten ihn"; doch hört man heute nicht sehr viel davon; richtiger wäre es wohl in der Vergangenheit zu sprechen. Der Dampf der Lokomotive, das Leuchten des elektrischen Lichts, all das Gepfiffe, das Geklingel und Gestampfe, das die Wüste in ein Jahrmarkt verwandelt, hat diese Geister, die bösen wie die guten, aus den Steinen da oben gebannt. Der Geldpräger auf dem Piz Flex, er hat seine Höllenmaschinen zusammengepackt und ist gegangen; auch der Mann, der seinen Rock am Sonnenstrahl aufhing und die Hexe, die nur so schnell, während ihr Braten im Ofen schmorte, einen Sprung von Conters nach Cläven machte, um sich Zwiebeln dazu zu holen, alle diese guten Leute, sie haben sich einsamere Gegenden aufgesucht. Die Konkurrenz der modernen Technik war ihnen ein Dorn im Auge. Und die Ähren die so hoch wuchsen, wie die Strohhalme, und die Haselnüsse, die sich in Goldstücke verwandelten, sie wachsen heute nicht mehr. Dies ist alles längst verschwunden, und kaum die Kunde davon wäre uns geblieben, wenn nicht ein Mann mit eisernem Willen und seltenem Geschick sie uns für alle Zeiten erhalten hätte.

In jahrzehntelanger, ziehlbewusster, emsiger und gewissenhafter Arbeit hat Kaspar Decurtins, der Verfasser der *Rätoromanischen Chrestomathie*, in ihrem X. Bande, I. Lieferung: *Sursettisch, Sutsettisch* (Fr. Lunge, Erlangen, 777 enggedruckte Großoktavseiten) — für das kleine Gebiet zwischen Schyn und Septimer einige hundert Märchen und Sagen gesammelt. Ihnen folgen

wohl 282 Sprichwörter, von denen über 70 durch keine Varianten in andern Sammlungen vertreten sind. — Nicht weniger interessieren uns die zahlreichen sprichwörtlichen Formeln, Landwirtschaftsregeln, Rätsel, Kinderlieder, Kinderspiele, alte Sprüche, Volkslieder und Volksgebräuche, und was uns der Verfasser über Aberglauben und Volksmedizin berichtet. Es ist ein reicher Schatz, der uns einen Blick gewährt in jene Fülle von Erscheinungen, mit der die Phantasie dieser Handvoll Leutchen die ganze Natur belebt und durchgeistet hat. Es ist jene Poesie (die große, die einzig wahre Poesie), die aus der kindlichen Seele eines Naturvolkes frisch und klar wie ein Felsenquell hervorsprudelt.

Herr F. Delhorbe (*Wissen und Leben* VII, 5, 272) hat nicht ganz unrecht: wir waren und wir sind zum Teil (Gott sei Lob und Dank!) noch ein primitives Volk. Von mehreren hochmodernen Erscheinungen, wie, verbi gratia, vom Kubismus und Futurismus, wissen die meisten unserer Leute verflucht wenig.

Wenn Herr Delhorbe etwa aus Frankreich in unsere Berge gekommen ist, um bei unsern Bauern verfeinerte Kultur und großstädtische Kunst zu suchen, dann hat er seine Reise vergebens unternommen, und es war gut, dass er sich schleunigst aus diesem Urwald flüchtete. Auf den Hängen der Bernina wiegen sich keine Palmen im Morgenwind und glühen keine Goldorangen; ebensowenig wie an den Gestaden der Provence Alpenrosen und Edelweiß erblühen und Gemsböcke lustig durch die Straßen Marseilles galoppieren.

Sonst pflegte man, wenn einem jedes Thema ausgegangen war, über Kunst oder Volkswirtschaft oder — Aeronautik zu schreiben; heute befasst man sich mit *Rä-to-ro-ma-nisch.* Das klingt so schön und dabei braucht man sich so wenig mit der Sprache, den Sitten, der Literatur des Landes den Kopf zu zerbrechen oder die Lackschuhe in den Ställen zu verschmieren. Theodor Gartner hat ja ein schönes und sehr nützliches Buch darüber geschrieben und dabei alle romanischen Texte so artig ins Deutsche übertragen; dort ist alles zu finden, was das Herz nur wünschen mag. Wer aber für die Literatur des XIX. Jahrhunderts nur auf Gartner angewiesen ist, der ist arm daran und zu beklagen.

Unsere Poesie, entschuldigen Sie die kurze Unterbrechung, ist

Volkspoesie. Dies trifft noch besser als für die andern Bündner Talschaften für das kleine Gebiet zu, dessen Literatur Decurtins in diesem X. Band gesammelt hat. Die wunderbaren Märchen und Sagen, die der von fernher kommende, über den Septimer dem schönen Süden zustrebende Reisende seinen Begleitern, Wirten und Tischgenossen erzählte, sie wurden abends auf der Bank vor dem Hause oder in der dunklen Stube, wo die Familie während und nach der Dämmerstunde fromm und ahnungsvoll beisammen saß, oder in der Mühle während der langen Winternächte, oder auch im Tramagl, wo die Schönen des Dorfes am Spinnrad saßen und fleißig den Hanf und den Flachs drehten, wieder erzählt und mit hundert anderen Motiven aus der eigenen heidnischen Tradition und eigener Erfindung oder mit lustigen Geschichten aus dem Söldnerdienst verflochten. Und die Burschen sangen dabei ihren Mädels die schönsten Lieder, die sie wussten oder erdichten konnten, protzten mit witzigen Reden und geistreichen Rätseln und unterhielten sie mit allerlei Spielen. — All diese Poesie gehörte zum Leben des Volkes, sie floss einem jeden mit dem Blute durch Adern und Herz und gab dem Dasein der eng zusammenhaltenden Geschlechter Wärme und Würze, sie festigte die Banden der Familie und die Liebe zur eigenen Scholle. Nur das Volk befasste sich mit Poesie, aber das *ganze* Volk. Sie war ein Erbteil eines jeden.

Die führenden Geister bei uns hatten an anderes zu denken als Kanzonen, Balladen und Sirventese zu schreiben. *Unserer* Troubadours *(truaduors, truéders)* warteten ganz andere jeux floraux. Die Naturgewalten und der menschliche Neid und Trotz, die so schön durch die erwähnten bösen Geister symbolisiert werden, und der Kampf gegen Tyrannen und politische Feinde nahmen ihre Kräfte vollauf in Anspruch. Die teuer erkämpfte Freiheit bedurfte der Ordnung, um sich zu erhalten. *Unsere* truaduors hatten genug zu tun, jene weisen Gesetze „trastüts, tschantamaints“ etc. zu *finden,* die jahrhundertelang das Volk, zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit erzogen und es lehrten, sich selbst zu beherrschen und gegen die Übermacht der Feinde zu wehren. Eine vorzügliche Probe dieses den besonderen Verhältnissen des Landes gut angepassten germanischen Rechtes gibt uns der *„Startet e leschas della lodevla terra da Surses“* (S. 135,

vgl. auch Zeitschrift für romanische Philolopie, Bd. XI, 2./3. Heft). Über das typische Denkmal altbündnerischer Gesetzgebung gibt uns einer der besten Kenner der Sprache und des Lebens dieser Landschaften, Herr Praes. And. Steier, im Ischi XIV reichlichen Aufschluss. Auch die eben erwähnte Abhandlung ist in der Chrestomathie S. 595 abgedruckt. Dieser Statut ist eine Übersetzung des 1716 revidierten und in Bonaduz in deutscher Sprache gedruckten Landschaftsgesetzes. Ein anderes größeres Gesetzbuch ist hier S. 220 zum erstenmal im Druck erschienen. Es ist das sprachlich und inhaltlich äußerst originelle *Statut des Halbgerichts Vaz, Stürvis und Mutten.* Hier, wie in allen diesen Satzungen fällt vor allem die Strenge auf mit der man gegen die Veräußerung oder Vernachlässigung der Güter, das Spielen, Verschwenden, Schuldenmachen, gegen die Auflösung der Familie, Ehescheidung, Aufnahme von Fremden als Bürger und die Einmischung fremder Autoritäten wachte. Liebe zur heimatlichen Scholle, Sorge für das Gedeihen der Landwirtschaft und die Sicherheit und Wohlfahrt der Gemeinde gibt all diesen Gesetzen ihren besonderen Charakter. In einer Gegend, wo neben dem Gottesdienst und der Landwirtschaft, das Rechthalten zu einem der wichtigsten Faktoren des Lebens und zu einer Quelle eigenartiger Poesie geworden war, in einer Sprachgemeinschaft, bei welcher „*placitare*“ (Gericht führen) schon im ältesten Text (aus dem XIII. Jahrhundert) schlechthin *reden, sprechen* bedeutet und diese Bedeutung bis heute erhalten hat, ist es kaum anders zu erwarten, als dass der größte Teil schriftlicher Denkmäler rechtshistorischen Charakters ist. Dies gilt auch für unsern Band. Es seien hier nur einige dieser kulturhistorisch, geschichtlich, folkloristisch und vor allem sprachlich äußerst interessanten neugedruckten Dokumente und Gesetze genannt, wie „*Artetgiels digl Cumein da Savognin*“, „*Forma de Stantt Recht*“ (S. 91), *Übereinkommen zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde Salux* (94), *Wahl eines Küsters* (134), *Amtsschwüre* (178), *Kirchenschuld* (133), *Untersuchungsacten* (272), *Alprechte* (354), *Processverfahren* (583) etc. Aus der neuesten Zeit erwähne ich die „*Constituziung Comunala da Salouf*“ (Salux) aus dem Jahre 1910.

„*Da chegl tgi streias on confesso*“ (über das, was Hexen eingestanden haben) heißt der erste und zugleich älteste Text

dieses Bandes (1653). Während sonst die Akten des Archivs von Stalla bis zu dieser Epoche und auch einige Zeit später ziemlich ausnahmslos in italienischer Sprache abgefasst wurden, sind einzig diese Protokolle aus Hexenprozessen, wo arme Frauen und Mädchen unter den Qualen der Folter alle möglichen phantastischen Dinge eingestanden, in der Mundart des Ortes geschrieben. Sie mussten gemeinverständlich sein, weil sie öffentlich vor dem gesammelten Volke vorgelesen wurden, in dessen Gegenwart die Angeklagte noch das Recht hatte, sich zu verteidigen. Die Orthographie dieser sprachlich vom Italienischen stark beeinflussten Dokumente könnte nicht zaghafter und unbeholfener sein. Viele Sätze sehen rätselhaften Inschriften gleich. Besonders auffallend in dieser Gegend, die, wie gesagt, mehr dem Italienischen als dem Deutschen zuneigte, sind die ewigen Verwechslungen stimmhafter und stimmloser Konsonanten: *dres* für *tres* (durch), *treg* für *dretg* (Recht), *gießa* für *chiesa* (Haus). *sutteda* für das italienische *suddetta, la adras tuos las guallas* für *las atras duos las qualas* (die andern zwei, welche . . .) etc, Diese Verwechslungen könnten als Fingerzeig dienen zur Erklärung ähnlicher Erscheinungen im ältesten rätoromanischen Text.

Auch andere ältere Dokumente haben noch mit dem Ausdruck und der Graphie zu kämpfen; doch wird die Sprache immer fließender und formvollendeter. Diese Eigenschaften kommen bis zu einem gewissen Grade dem *„codeschd dal Cumegn da Savognin“* (194 und Nachtrag 585) zu, in dem uns in tief empfundenen Worten von den traurigen Folgen der französischen (napoleonischen) Invasion erzählt wird. Volkswirtschaftlich interessant ist dabei die Liste der Kriegslasten der Gemeinde Savognin, aus welcher wir, neben anderem, die damaligen Preise von Vieh und Waren genau ersehen. Das ganze endigt mit einer Liste der gewesenen Landvögte zu Oberhalbstein vom Jahre 1440 bis 1800 *„Nomina Praetorum Comunitatis Suprasaxi.“* Wir haben es hier von Anfang an größtenteils mit guten Bekannten zu tun. Schon der erste ist ein *De Marmels*, und dieser Name, wie *Scarpatett, Fontana, Jecklin, Caminada, Lumbris, Cunradi, Battaglia, Baselga* etc. wiederholt sich regelmäßig. Wenig zahlreich sind die Namen ausgestorbener oder ausgewanderter Familien.

An diese schweren Zeiten erinnern auch die Vorschläge, die das Hochgericht Oberhalbstein dem Botschafter seiner k. k. Majestät macht. Sie beweisen uns, dass unsere freien Bauern noch vor einem Jahrhundert direkt mit Großmächten verhandelten und zu verhandeln verstanden.

Von der Begeisterung für die neuen aus Frankreich kommenden Ideen der Freiheit und Menschenwürde, die einen Oberhalbsteiner zu einem Auszug aus dem „Contrat Social" (S. 207 „*Extrat d'igl Contrat social de J. J. Rousseau*") verführt hatten, waren die guten Leute nach allen diesen Leiden und Entbehrungen radikal kuriert. Die Gemeinden hatten schwer, wieder aufzukommen, blieb ihnen als einzige Erwerbsquelle nur noch die Landwirtschaft auf dem verwüsteten und vernachlässigten Grund; denn die gute Einnahmequelle, die ihnen der Waren- und Personenverkehr über den Septimer bot, war nicht ohne Verschulden der interessierten Ortschaften (Portgemeinden) versiegt. Über die große Rolle, die dieser Verkehr früher im Tale spielte, geben uns eine ganze Anzahl hier abgedruckter Beschlüsse, Verträge, Übereinkommen, Satzungen der Portgemeinden Aufschluss. (Vgl. hierüber S. 18, 187, 224, 225.)

Mit Gottes Hilfe wurde auch diese schwere Krisis überstanden. Jener Gott, der diesen braven Bauern dort oben näher steht, den sie morgens auf freiem Felde anrufen, ehe sie die Sense schwingen, und um dessen Hilfe sie vor der Schlacht flehten: dieser Gott hat sein Völklein nicht verlassen, das ihm in allen Zeiten so treu gedient. Neben den rechtlichen und administrativen und historischen Schriften sind die religiösen am zahlreichsten vertreten. Die aus Italien kommenden Kapuziner passten sich ohne große Mühe und ohne Widerstand den Sitten und Gebräuchen und der Sprache des Landes an. Sie haben sich um die Entwicklung der Schriftsprache Verdienste erworben. Einer von ihnen, Pater Flaminio da Sale, ist der Verfasser der ältesten rätoromanischen Grammatik *Fundamenti principali della lingua retica, 1729*. Daraus hat Decurtins S. 44—90 das italienisch-surselvisch-sursettische Wörterbuch abgedruckt. Diese Kapuziner brachten natürlich ihre in Italien erlernten Doktrinen mit und setzten sie hier in rätische Sprache um. Daher die brescianische Kirchenlehre „*Doctrina* (sic) *Christiana bresciana* aus dem Jahre

1707 (S. 19—43), von der Herr Präsident Steier („Freie Rätier" No. 138 und 139) uns mitteilt, dass mancher schöne Spruch und Familiengebet heute noch rezitiert werden. Von den zahlreichen Schriften religiösen Inhalts verdienen besondere Erwähnung wegen ihrer literarischen Bedeutung die Sammlungen von Predigten des Pfarrers Gion Giatgen Gallin (S. 281) und Gion Wezel Dedual (S. 365).

Die schöne Literatur ist im Vergleich zum Oberland und Engadin hier in Bezug auf die Quantität und zum Teil auch auf die Qualität sehr schwach vertreten. Die größtenteils katholischen Mittelbündner schöpften und schöpfen auch heute noch ihre geistige Nahrung, soweit sie romanisch ist, beinahe ausschließlich aus dem Oberland. Sie lesen die Gasetta ramonticha und andere surselvische Schriften ohne Mühe, und viele verstehen auch in diesem Dialekt zu schreiben. Kein Wunder also, dass wir für das Sursettische und Suttsettische nicht viel Proben schöner Vers- und Prosaliteratur besitzen. Doch fehlt es auch hier nicht an wirklich guten Leistungen. Es ist ein großes Verdienst Decurtins, die tiefempfundenen, schönen Verse einer treuen Seele, eines in sich gekehrten jungen Mannes von durch und durch contemplativer Natur, vor dem Untergang gerettet zu haben, die Verse eines Eremiten in Grenadieruniform, eines armen Söldners, der fern von der lieben Heimat seiner Sehnsucht nach unsern Auen und Wäldern und Firnen, nach den Freunden und der Geliebten und nach der Einsamkeit Ausdruck gibt. Das Heimweh hat dem Bündner immer die schönsten und aufrichtigsten Strophen diktiert. *„Igl chiet mond"* (die stille Welt) von Gian Battista Pol gehört zum Besten, was wir an Versliteratur besitzen, und scheut nicht den Vergleich mit guter Lyrik in andern Sprachen. Ganz anderer Natur sind die lustigen Verse eines Rudolf Lanz aus Stalla, den wir den Caratsch des Oberhalbsteins nennen könnten. Aus seinem *Biviano,* das 1887 erschienen, druckte Dr. Decurtins das in fließender, leichter Sprache geschriebene, humorvolle, volkskundlich äußerst interessante Gedicht *Al spusalizi da taimp vigl* ab. Eben so gut als seine Verse gefällt mir seine klare, durchsichtige, geistvolle Prosa; selten ist die Bündner Natur so lebenswahr getroffen worden, wie in seiner an Humoresken reichen, anspruchslosen, schlichten Darstellung

des Aufenthaltes der Franzosen im Oberhalbstein 1799—1801. Es seien noch aus der Versliteratur die Strophen über Benedikt Fontana, des schon mehrmals erwähnten tapferen Kämpens für rätisches Volkstum und Sprache, Präsident Andreas Steiner aus Tiefenkastel, genannt. Von den übrigen Versuchen können die meisten kaum irgend einen Anspruch auf literarischen Wert erheben.

Nachdem dank den Bemühungen Professor Candreias, dessen klare, schöne Prosa durch einen Nekrolog hier vertreten ist, und dank den romanischen Schulbüchern, wovon uns Decurtins mehrere Proben gibt, die Orthographie einheitlicher und genauer normiert wurde, erschienen Novellen, Dramen und andere Prosastücke in diesen Mundarten. Ich erwähne die nette Erzählung *„Il Farèr cotschen“* (der rote Schmied) von Matheias Capeder und die formvollendete, sprachlich und inhaltlich äußerst lehrreiche Abhandlung über das Oberhalbstein und seine Pflanzen von Andreas Grisch.

Es ließe sich darüber streiten, ob es zweckmäßig ist, Übersetzungen deutscher Schauspiele in extenso zu widergeben, wie dies der Fall ist bei *„Il Fegl pèrs“* (der verlorene Sohn) von Leonhard Casanova und *„Sontga Elisabeth da Thüringen“* von Weißenhofer, übertragen durch Gisep Demarmels und Banadetg Baltermia, die beide in den Annalas erschienen und, wie es ebenfalls der Fall ist, bei andern Schriften aus dem Ischi oder aus der Zeitschrift für romanische Philologie. Sollte man auch im allgemeinen der Auffassung sein, dass eine Chrestomathie nicht das ganze Schrifttum eines Volkes, sondern nur Proben daraus zu enthalten hat, so kann man hier bei der dünngesäten Literatur dieses Häufleins Leute ruhig eine Ausnahme zugestehen.

Es herrschte bis heute allgemein die Meinung, das Oberhalbstein besäße außer den Schulbüchern und einiger Gesetze sozusagen keine schriftlichen Dokumente. Decurtins hat durch seine Publikation diese Auffassung entschieden Lügen gestraft.

Dieser neue, dicke Band, den der Verfasser uns geschenkt, bietet, wie schon erwähnt, dem Historiker und Rechtshistoriker recht viel interessanten Stoff, vor allem aber können *wir Philologen* dem Verfasser für jedes Wort dankbar sein, das er nicht unterlassen hat, abzudrucken; denn die ganz eigenartigen, diph-

tongreichen, wohltönenden und doch kräftigen Mundarten dieser Gegend, bei denen sogar die sonst gewöhnlich mehr oder weniger stabilen lateinischen *i* und *u* allerlei Wandlungen durchmachten, gehören zum Interessantesten, was die Romania hervorgebracht hat. Auch ist die Sprache der schriftlichen Denkmäler bei diesem Dialekt in der Regel weniger verwässert, als dies oft bei den andern, besonders beim modernen Engadinischen, der Fall ist. Die erste Lieferung des X. Bandes von Decurtins *Rätoromanischer Chrestomathie* gehört zum Besten, was der unermüdliche und geniale Sammler uns geboten hat, und zu den wertvollsten Gaben unserer bescheidenen Literatur. Wir sprechen ihm, wie den vielen andern, die ihm zur Seite gestanden, vor allem Herrn P. Ursicius Simeon, der die Korrektur mit aller Gewissenhaftigkeit besorgte und besonders die Oralliteratur einer genauen Durchsicht unterzog, unsern herzlichsten Dank dafür aus.

ST. GALLEN C. PULT

MARIA, HIMMELSKÖNIGIN

DIE WEISSEN MÄDCHEN

Junge Mädchen, weiß und weiß,
Rätselhaft erblüht,
Schreiten durch den stillen Dom.
Ihre Kerze glüht.

Und sie stellen sie voll Scheu
Der auf den Altar,
Die von allen Mädchen rings
Einst die reinste war.

Ihre Hände beben leis,
Ihre Seele kniet.
Aus den weißen Lilien
Steigt ein stummes Lied.